

FULBERT STEFFENSKY

*Schwarzbrot-
Spiritualität*

RADIUS

Fulbert Steffensky, 1933 in Rehlingen/Saar geboren, Studium der katholischen und evangelischen Theologie, danach Praxis in Schule und Seelsorge. 1972 Promotion, anschließend Professur für Erziehungswissenschaft an der Fachhochschule Köln. Ab 1975 Professor für Religionspädagogik am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg. Forschungsschwerpunkte sind die religiöse Erziehung in posttraditionalen und urbanen Gesellschaften sowie die kirchliche Sprache in Medien und anderen säkularen Räumen.

Neuausgabe 2006

ISBN 3-87173-325-3

Copyright © 2005 by RADIUS-Verlag GmbH Stuttgart
Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art,
auszugsweise erfolgenden Nachdruck oder Einspeicherung
und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art
sind vorbehalten.

Umschlag: André Baumeister
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

Vorwort	7
Die große Sehnsucht	9
Der Seele Raum geben	25
Gott loben, das Recht ehren, Gesicht zeigen	53
Die katholische und die evangelische Predigt	73
Heilige Welten	91
Christ sein, ohne die Juden zu schmähen	99
Der Mut zum Guten	111
Zorn und Mut und Tränen	121
Mobilität	131
Und siehe, es war sehr gut!	145
Vom Glück, gebraucht zu werden	163
Er herzte sie und legte ihnen die Hände auf	169
Einige Wünsche für die Schule meiner Enkel	187
Letzte Lieben	197
Ein Brief an die Enkelkinder	207
Nachtgedanken eines alten Menschen	215

*Er berzte sie
und legte ihnen die Hände auf*

MARKUS 10,13-16

Die Bibel ist unser Brief aus einem fernen Land und aus ferner Zeit. Wer einen solchen Brief aus der Ferne hat, der ist nicht nur ein Heutiger und ein Hiesiger. Wir sind auch Gestrige mit einer alten Erinnerung, wir sind auch Morgige mit einem Versprechen. Die Gegenwart, die nur sich selber kennt, ist das pure Gefängnis. Aus diesem Gefängnis soll uns der alte Brief führen, den wir heute morgen lesen, jener Abschnitt über die Segnung der Kinder, der uns daran erinnern soll, wer sie sind und wie Christus sich unseren Umgang mit ihnen gedacht hat.

V. 13: *Und sie brachten Kinder zu ihm, damit er sie anrühre.*

Wer werden diese Menschen, deren Namen nicht genannt sind, gewesen sein, die ihre Kinder zu Jesus brachten? Wahrscheinlich ihre Mütter, die wussten, wie bedroht das Leben und die Existenz der Kinder in jener Gesellschaft waren. Kind sein in jener Gesellschaft hieß niedrig, klein und rechtlos sein. Zwar nicht im jüdischen Volk, aber in der römischen Umwelt waren Abtreibung, Aussetzung, Tötung von Neugeborenen und Kastration von Kindern selbstverständliche Mittel der Familienplanung. Das Aussetzen und die Tötung besonders von Mädchen, schwächeren und behinderten Kindern aus ökonomischen Gründen wurden als normal hingenommen. Besonders in Kriegszeiten und in den Zeiten politischer Umbrüche war das Leid der Kinder, ist bis heute das Leid der Kinder unermesslich. Darum standen die Kinder in der jüdischen Tradition unter dem besonderen

Schutz Gottes, der der Anwalt der Rechtlosen ist. Jesus setzt die Kinder in die Mitte seiner Beachtung, und damit führt er die Tradition der parteilichen Liebe Gottes fort. Denken wir also, wenn wir die Szene betrachten, in der Jesus die Kinder berührte, nicht an unsere eigenen gut genährten und gekleideten Kinder und Enkelkinder! Es sind die Kinder der Nacht, die die Mütter zu Jesus bringen, dass er sie berühre und segne.

V. 15: *Wahrlich, ich sage euch: wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen.*

Man kann diesen Vers auf zwei Weisen lesen, die eine Lesart: wer das Reich Gottes nicht empfängt, wie ein Kind etwas empfängt, der wird nicht hineinkommen. Die andere Lesart: wer das Reich Gottes nicht empfängt, wie man ein Kind empfängt, der wird nicht hineinkommen. In der ersten Lesart ist also die besondere Weise des Empfangens gemeint. Wie empfängt ein Kind etwas? Was ist damit gemeint: das Reich Gottes empfangen, erwarten, wie ein Kind etwas empfängt und erwartet? Ein Kind ist schwach, schutzlos, gefährdet und lebensunsicher. Es ist noch nicht fähig, sich das Leben selber zu erobern. Nicht nur im Augenblick seiner Geburt wird ihm das Leben geschenkt; noch lange Zeit ist es darauf angewiesen, dass man ihm das Leben schenkt; dass man es ernährt; dass man es kleidet; dass man es einführt in die Bilder des Lebens, die es sich nicht selber machen kann. Erst später wird es groß und stark und kann für sich selber sorgen.

Das Reich Gottes empfangen, wie ein Kind etwas empfängt, könnte also ein Plädoyer sein für ein Grundgesetz des Lebens, das nicht nur für Kinder gilt. Es lautet so: Du gebierst dich nicht selber, dir wird das Leben geschenkt, nicht nur in der ersten Stunde deines Le-

bens, sondern ein Leben lang. Das Grundgesetz lautet so: das Beste des Lebens ist nicht Produkt deiner eigenen Hände, es wird dir geschenkt, und du musst es empfangen. Du kannst die Liebe nicht machen, sie wird dir geschenkt. Du kannst Freundschaft nicht machen (wenn du sie auch pflegen kannst), sie wird dir geschenkt. Du kannst Vergebung nicht machen, sie wird dir geschenkt. In zwei Augenblicken sind wir am allerwenigsten Meister unserer selbst, in der Stunde unserer Geburt und in der Stunde unseres Todes. Vielleicht sind wir da am dichtesten bei Gott, weil wir am wenigsten bei uns sind und mit uns selber auskommen. Vielleicht sind diese beiden Stunden die eigentlichen Stunden der Gnade, weil wir uns da am wenigsten in den eigenen Händen bergen können.

Ich möchte an dieser Stelle und von dem Gedanken der Gnade aus etwas zur Kindertaufe sagen. Manchmal zieht man die Stelle bei Markus, die wir heute behandeln, zum Beleg der Kindertaufe heran. Nein, sie ist kein Beleg, zumindest nicht im direkten Sinn. Trotzdem erklärt mir die Stelle den Sinn der Taufe: das Reich Gottes empfangen, wie ein Kind etwas empfängt; einen Namen empfangen, ehe man sich namhaft gemacht hat. Wo das Christentum verblasst ist, kennt man noch das Fest der Namensgebung eines Kindes. Ja, so könnte man die Taufe nennen: das Fest der Namensgebung! Es gibt zwei Arten von Namen, den Indianernamen und den Taufnamen. Den Indianernamen bekomme ich, wenn ich mich namhaft gemacht habe. Wenn ich also scharf spähen gelernt habe, nennt man mich Adlerauge. Wenn ich schnell laufen gelernt habe, nennt man mich springender Hirsch. Der Indianername ist ein schöner Name, weil er die Stärken des Menschen ehrt. Aber wehe, wenn es nur ihn gibt! Wehe, wenn man nur erkannt wird, wenn man sich selber kenntlich gemacht hat! Wehe, wenn man nur angesehen wird, wenn man sich

selber ansehnlich gemacht hat! In einer solchen Gesellschaft könnte man nicht Kind sein, nicht alter Mensch, nicht Kranker, nicht Behinderter und nicht Sterbender. Das Schönste, was uns das Christentum lehrt, ist die Überzeugung, dass wir nicht sind, weil wir uns verdient haben. Wir sind, weil wir schon vor aller eigenen Liebenswürdigkeit geliebt sind. Unser Name ist schon in die Hand Gottes geschrieben, ehe wir uns namhaft gemacht haben. Die Taufe ist der wundervolle Tanz und die heitere Inszenierung dieser Grundüberzeugung des Christentums: Ehe wir schön sind, findet uns jemand schön. Ehe wir uns den Indianernamen verdient haben, sind wir mit dem Namen der Liebe gerufen. Wer wollte die Taufe, wer wollte dieses Liebesspiel einem Kind vorenthalten? Wer wollte so stofflig-rationalistisch argumentieren: erst muss ein Kind entscheidungsfähig sein, ehe wir es taufen. Nein, wir werden geliebt, ehe wir entscheidungsfähig für diese Liebe sind. Wir taufen unsere Kinder nicht in Zwangssysteme von Kirche und Glauben. Wir taufen sie in die große Freiheit der Güte, von der aus sie erst fähig werden, ihre Wege zu gehen.

V. 15 – noch einmal: *Wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen.*

Ich versuche nun die zweite Lesart dieses Verses: Wer das Reich Gottes nicht annimmt, wie man ein Kind annimmt, der wird nicht hineinkommen. Das Reich Gottes selber wird in dieser Interpretation mit dem Kind verglichen: Es kommt daher schwach und gewaltlos. Man muss es schützen, annehmen, aufnehmen und beherbergen. Ich zitiere einen Vers aus dem Kapitel vor unserem Markustext. Die Jünger hatten gerade darüber gestritten, wer unter ihnen der größte sei, ein kindischer Streit, aber erheiternd und ermutigend, wenn man bedenkt, dass

die kirchlichen Probleme damals nicht sehr viel anders waren als heute. Wer also ist der Größte? Und hier die jesuanische Verdrehung des Status: Wenn jemand der Erste sein will, der soll der Letzte sein und aller Diener. Dann nimmt er ein Kind, stellt es vor sie, herzte es und sagt: »Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt nicht nur mich auf; er nimmt den auf, der mich gesandt hat.« (9,37) Man muss dieses Kind hegen, bergen, nähren, beherbergen, es wärmen und schützen. In ihm schützen und bergen wir Christus: wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf. In Christus hegen wir Gott, der sich in dem Kind verummummt hat: Und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat. Das Reich Gottes muss man schützen, man muss ihm auf die Beine helfen, es ist gefährdet ohne unseren Schutz. Das ist die zweite Würde des Menschen. Seine erste Würde ist ihm beigelegt; es ist die im Taufnamen verliehene Würde. Die Gnade hat uns liebenswürdig gefunden, ehe wir es waren. Jeder Mensch, auch der, der alles verspielt hat, trägt diesen unverlierbaren Blick Gottes in sich. Die zweite Würde: das Reich Gottes ist uns anvertraut. Wir sollen es aufnehmen, wir sollen uns ihm zuneigen, wie man sich einem Kind zuneigt. Die Gnade dispensiert also nicht die menschliche Stärke. Wir sind nicht die nackten Spatzenjungen, die hilflos in ihrem Nest sitzen und nur auf die göttliche Gnadenfütterung warten. Die Gnade macht uns stark, zu Mitarbeitern des Reiches, zu Vätern und Müttern unseres schutzbedürftigen und liebesbedürftigen Gottes.

Markus hat es mit den Kindern in dem 9. und 10. Kapitel seines Evangeliums. Ich zitiere einen anderen Vers, der den Schutz der Kleinen fordert, aus dem 9. Kapitel (42): »Wer einen dieser Kleinen, die an mich glauben, zum Abfall verführt, für den wäre es besser, dass ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er ins Meer gewor-

fen würde.« Dies ist einer der überscharfen Sätze Jesu, die einem manchmal auf die Nerven gehen. Aber damit entkommen wir ihrem Ernst nicht. Gott wird die Seele unserer Kinder aus unserer Hand fordern. Sorgen wir für die Seelen unserer Kinder? »Wenn dein Kind dich morgen fragt...« ist die Losung des Kirchentags. Sie ist der großen Mose-Rede aus dem Deuteronomium entnommen. »Wenn dich dein Kind morgen fragen wird: Was sind das für Ermahnungen, Gebote und Rechte, die euch der Herr, unser Gott geboten hat?« Und woran sollen die Gefragten ihre Kinder erinnern? Zunächst nicht an Aufgaben und Moralen, sondern an eine große Freiheitsgeschichte: »So sollst du deinem Kind sagen: »Wir waren Knechte des Pharaos in Ägypten, und der Herr führte uns aus Ägypten mit starker Hand.« Wir sind unseren Kindern die Geschichten der Freiheit und der Rettung des Lebens schuldig. Lassen Sie uns darüber reden, wie wir die Hoffnung an unsere Kinder und Jugendlichen weitergeben können, von der wir selber leben!

Wer sind wir, die Pfarrer und Lehrerinnen, die Väter und Mütter, die Großeltern, die die Geschichten von der Würde und der Bergung des Lebens weitertragen sollen? Wir sind die, aus deren Händen Gott die Seelen unserer Kinder fordern wird. Es genügt nicht, unsere Kinder mit Pisa-Effizienz auszustatten. Sie müssen etwas vom Grund unserer Hoffnung erfahren.

Wie aber lehren wir die Sprache der großen Wünsche, der Träume und des Rechts, wenn der Glaube von uns Älteren und Alten selber seine Risse bekommen hat. Wir leben nicht mehr in den Zeiten der alten Sicherheiten und des unbezweifelten Wissens. Wir leben nicht mehr in Zeiten, in denen allen selbstverständlich war, was zu wissen und was zu überliefern ist. Wir leben nicht mehr in Zeiten, in denen es einen selbstverständlichen und allen geläufigen Kanon gab. Das aber gibt uns kein Recht zu schweigen. Vielleicht ermutigt uns diese kleine Anek-

dote: Ich habe vor einiger Zeit eine ehemalige Theologiestudentin getroffen, die kurz vor ihrem Examen ihr Studium abgebrochen hat und aus der Kirche ausgetreten ist. Provokativ hat sie vor dem Seminar ihre theologischen Bücher verkauft mit der höhnischen Bemerkung, sie würde sicher keinen Blick mehr hineinwerfen. Nun traf ich sie, sie erzählte dies und das, und fast beschämt sagte sie, sie würde mit ihren Kindern beten und ihnen biblische Geschichten erzählen. »Meine Kinder brauchen mehr als Kleidung und Nahrung«, sagte sie. »Ich weiß nicht, ob ich selber glaube, aber ich lehre sie beten.« Ich bewundere die Demut dieser Frau, die ihre eigene Glaubenskargheit nicht zum Maßstab für das machte, was sie ihren Kindern erzählt. Der Hunger der Kinder öffnet ihr den Mund für das, was sie selber kaum sagen kann. Der Hunger der Kinder baut an ihrer Sprachfähigkeit. Sie lernt den Glauben, indem sie vom Glauben erzählt. Was soll daran falsch sein? Sie lässt ihre Kinder nicht an dem mageren Arm ihrer eigenen Redlichkeit verhungern. So wünsche ich mir Eltern, Pfarrerinnen und Lehrer: sie sollen weiter springen, als sie können. Man kann etwas lehren und erzählen, weil man es kann und liebt. Man kann etwas lehren und erzählen, weil man etwas vermisst und daran leidet, dass man es vermisst. Erst wer nichts mehr vermisst, kann nichts mehr lehren. Den großen Bruch mit den Traditionen haben wir Alten vollzogen und erlitten. Aber wir leben noch von den Bildern, der Lebensauffassung jener Überlieferungen. Unsere Kinder werden sie nicht mehr kennen, wenn wir stumm bleiben und uns bescheiden in der eigenen Sprachlosigkeit. Unsere Kinder brauchen Lehrer und Lehrerinnen, an unwissenden Meistern können sie sich nicht bilden.

Es ist nicht leicht, Lehrer und Lehrerin der eigenen Kinder zu sein, wenn die Lehre selber undeutlich geworden ist. Die Schwierigkeit der Lehrer in einer spätmodernen Gesellschaft ist die Abwesenheit eines

Kanons der Lehre. Man spürt es, wenn man die pädagogischen Moden der letzten Jahrzehnte überblickt. Wir waren umgeben von kurzatmigen Wichtigkeiten. Unter solchen Umständen ist es nicht leicht, eine »Lehre« zu haben. Junge Menschen, die »unwissende Meister« als Lehrer und Lehrerinnen, Pfarrer, Väter und Mütter haben, spüren, dass ihnen die Welt unkenntlich wird, wo ihnen nicht Erwachsene gegenüber treten mit erkennbaren Gesichtszügen und mit erkennbarer Andersheit. Man lernt das meiste an der Andersheit der anderen. Unsere Kinder brauchen uns als Erwachsene, sie brauchen uns als andere. Sie brauchen uns als Menschen, die etwas vertreten, an etwas glauben und etwas wollen. Sie brauchen unser Gesicht, sonst können sie sich selber an uns nicht erkennen, nicht abarbeiten, nicht ihren eigenen Lebensentwurf am fremden probieren. Es hilft ihnen im Leben nicht weiter, wenn sie in ihren Lehrern und Lehrerinnen, in den Vätern und Müttern nur sich selbst und die eigene Hilflosigkeit wiederfinden; wenn jedes Gespräch mit ihnen zum Selbstgespräch wird. Man kann einen Dialog nur führen, wenn man ein eigenes Gesicht und eine eigene Sprache hat. Lehrersein heißt zeigen, was man liebt und was einem wichtig ist.

Die Frage ist, ob unsere Kinder den religiösen Überlieferungen trauen können, wenn die Welten unreligiös geworden sind. Die Menschen waren in traditionellen Zeiten wohl nicht religiöser, als sie es heute sind. Aber die Welten waren religiös. Menschen waren von Religion umgeben, ob sie es wollten oder nicht. Die Zeiten waren religiös pointiert. Es gab die für alle verbindliche Adventszeit, in der man nicht tanzen ging und in der man nicht heiraten sollte. Es gab die Fastenzeit, die sich mit ihrer größeren Kargheit von anderen Zeiten unterschied. Die Häuser hatten oft religiöse Signaturen. Man hat das Datum der Erbauung eingemeißelt und den Psalmspruch: »Wenn der Herr das Haus nicht erbaut,

bauen die Bauleute vergebens.« Auf dem Feuerwehrhaus stand geschrieben: »Gott zur Ehr – dem Nächsten zur Wehr!« Es gab das Angelusläuten und den Brauch, zu jenem Läuten zu beten. Es gab Personen, deren religiöse Zugehörigkeit von weitem sichtbar war – den Pfarrer mit seinem Kolar und die Religionslehrerin am Dutt, dem Gebetsknopf, wie wir diese Frisur nannten. Religion war nicht nur im Herzen verankert, sie lag auch draußen – in den heiligen Zeiten, Personen, Orten und Bräuchen. Diese christlichen Formenwelten verblassen, übrigens weniger die nicht-christlichen religiösen Welten. Diese christlichen Welten sind nicht mehr Mode. Das ist für unsere Kinder und Jugendlichen Erschwerung und Befreiung zugleich. Befreiung: die Tradition liegt nicht mehr über ihnen wie ein Bann, dem man sich beugen muss. Erschwerung: sie lernen Religion nicht mehr als eine selbstverständliche Form des Lebens. Normalerweise hört man die fatalistische These: wo Traditionen verloren sind, sind sie nicht mehr herstellbar. Traditionsbruch ist Abbruch! Ich möchte eine Gegenthese wagen: Traditionsbruch macht neugierig auf Traditionen. Der Bruch ist ja nicht nur Abbruch heiler religiöser Welten, es ist auch der Abbruch von allerlei religiöser Fragwürdigkeit. Wir sehen plötzlich, wie junge Menschen sich Traditionen zuwenden, die nie in ihrem Horizont lagen. Man könnte beinahe sagen: je fremder sie sind, um so mehr Interesse wecken sie. So singen junge Menschen Taizé-Lieder, und Paul Gerhardt verschweigen sie. Protestanten reden viel von der Beichte, die meisten Katholiken schütteln sich immer noch davor. Bei Projekttagen in den Schulen sind Hamburger Jugendliche leicht in katholische Klöster zu kriegen, die doch weißgott nicht in ihrer Tradition lagen. Ich erinnere mich an einen Besuch in einer Hamburger Schule, wo ich die Bemerkung eines Schülers hörte: »Jetzt ist mal Schluss mit dem Sexualitätszeugs im Religionsunterricht,

wir wollen was von der Bibel hören.« Natürlich kann man sagen: so reagieren nicht alle! Aber haben denn früher alle Kinder und Jugendliche positiv auf jene Tradition reagiert? Ich erinnere mich daran, wie langweilig wir den Religionsunterricht und die Schulandachten gefunden haben. Vielleicht ist der Glaube wirklich noch zu schwer für Jugendliche. Vielleicht braucht man dazu doch mehr Lebensniederlagen und Lebensglück. Könnte es sein, dass die These, Religion sei nicht gefragt nach den Zeiten der großen Brüche, eine Schutzbehauptung von uns Erwachsenen ist, die uns erlaubt, in der eigenen bequemen Undeutlichkeit zu verharren?

Es könnte sein, dass unsere Jugendlichen lange Umwege über die Esoterik, über Buddhismus oder über die verschiedenen Gurus machen. Lasst sie gehen! Sie müssen nicht an unserem Wesen genesen, und das Recht auf Umwege können wir ihnen nicht nehmen, nicht einmal das Recht auf Irrwege. Je deutlicher wir als Eltern, Lehrerinnen und Pfarrer sind, um so mehr Urteil gewinnen sie und um so ungefährlicher werden ihre anderen Wege. Sie wachsen an dem Widerstand, den wir ihnen bieten. Sie erkennen sich an unserer eigenen Andersheit.

V. 16: *Und er herzte sie, legte ihnen die Hände auf und segnete sie.*

Was heißt gesegnet werden? Ein Freund von mir erlitt vor kurzem einen Herzinfarkt. Einer der Krankenpfleger, die ihn versorgten, ein junger Mann von erfrischender Respektlosigkeit sagte zu dem Kranken: »Alter Graukopf, du machst jetzt garnichts. Du denkst nicht, du bewegst dich nicht, du sorgst dich nicht.« Der Freund sagte später: »Die Aufforderung des Pflegers empfand ich in diesem Moment der Gefahr wie einen großen Segen.« Warum hat der Kranke die Bemerkung des jungen Mannes wie einen Segen empfunden? Ich vermute, weil

der Freund im Augenblick der Gefahr aufgefordert wurde, sich völlig aus der Hand zu geben. Er fühlte die Hände seiner Betreuer, er sah, wie sie an ihm handelten. Er aber sollte nur eines tun: sich loslassen in diese Hände; ihnen nicht widerstehen; auch nicht dadurch, daß er um sich selbst besorgt ist. Das ist übrigens leichter gesagt als getan. Wenn ich etwas heidnisch in uns nenne, dann den Wunsch, sich selber zu besorgen; sein eigener Herr und Lebensmeister zu sein. Es ist schwer, sich trösten zu lassen. Es ist schwer, darauf zu verzichten, Macher und Besorger des eigenen Heils zu sein.

Was hat dies mit dem Segen zu tun? Der Segen ist der Ort höchster Passivität. Es ist der Ort, an dem wir werden, weil wir angesehen werden vom Blick der Güte. Die Schönheit, die Kraft, die Lebensstärke und die Ganzheit garantieren wir uns nicht selbst. Wir haben sie im Blick, der auf uns ruht. Es leuchtet ein anderes Antlitz über uns als das eigene. Es ist ein anderer Friede da als der mit Waffen erkämpfte und eroberte. Der Ausgang und der Eingang sind nicht von eigenen Truppen bewacht, sie sind von Gott behütet. Welche Erwachsenschaft, wieviel Aggressionslosigkeit und wieviel Mut gehören dazu, nicht auf sich selber zu bestehen und auf alle Panzer des Selbstschutzes zu verzichten. Sich der Güte des fremden Blicks zu verdanken, sich segnen zu lassen ist eine hohe Kunst.

Der Segen ist der schönste Tanz der Hoffnung und des Glaubens, indem zwei Menschen von sich selber absehen, der Segnende und der Gesegnete. Der Gesegnete erlaubt sich den Sturz in das Versprechen der Geste und des Wortes. Er fragt nicht nach seinen eigenen Voraussetzungen für den Segen. Einmal will er nicht zweifeln, einmal will er nicht fragen, wo das Versprechen seinen Ort der Erfüllung hat. Wenigstens an dieser Stelle will er nicht bestehen auf den eigenen Widersprüchen, auf den eigenen Halbheiten; auf dem Leben, das durch ihn sel-

ber nicht gerechtfertigt ist. Der Segen ist die dichteste und die dramatischste Stelle des Glaubens. Dort nämlich wird inszeniert, was Gnade ist: nicht erringen müssen, wovon man wirklich lebt; sich nicht bannen lassen durch die eigenen Zweifel und durch die Zersplitterung des eigenen Lebens. Der Gesegnete muss nicht nur er selber sein. Er stürzt in den Abgrund des Schoßes Gottes.

Ebenso sieht der Segnende von sich ab. Denn er steht nicht für das Versprechen, das er gibt. Er spielt ein Spiel, dessen Regeln und dessen Ausgang er nicht garantiert. Das ist die Demut des Segnenden: er spendet etwas, was er nicht hat, und seine eigene Blöße hält ihn nicht ab, aufs Ganze zu gehen und Gott als Versprechen zu geben. Der Segnende ist ein schlechter Buchhalter. Er bilanziert nicht, und er gibt nicht nur aus, was er hat. Er sagt nicht nur, was er verantworten kann; und er verspricht nicht nur, was er halten kann. Fallen lässt sich also nicht nur der Gesegnete, fallen lässt sich auch der Segnende in die Sprache und in die Geste, die größer ist als ihr Herz.

Im Segen nennen wir Gott. Wer Gott nennt, braucht nicht selber Gott zu sein. Wer an den Grund des Lebens glaubt, braucht den Grund des Lebens nicht zu fabrizieren. Er muss nicht Autor der Welt und ihrer Zusammenhänge sein. Das entwichtigt niemanden, und es dispensiert niemanden davon, das Leben zu wärmen. Aber die Segnenden sind nicht die Garanten des Lebens, und sie tragen es nicht auf den eigenen Schultern. Sie müssen nicht immer stark, gesund und unanfechtbar sein.

Wenn wir segnen oder gesegnet werden, bergen wir uns in uralte Formeln. Es gibt sehr schöne neue Segensgebete, ich will die alten nicht gegen die neuen ausspielen. Aber heute plädiere ich einmal für die alten Formeln, z. B. für den wundervollen aaronitischen Segen mit seinen kräftigen Bildern: Der Herr segne und behüte dich, er lasse sein Antlitz über dir leuchten, er hebe sein Antlitz über dich und gebe dir Frieden. Die al-

te Formel erinnert mich daran, dass ich selber nicht die Voraussetzung dieser Handlung bin. Die alten Formeln haben viele vor uns gesprochen. Mit Formeln kommt man aus einem fernen Land der Wünsche und Hoffnungen. Eine Formel ist darum besser, als sie ist, weil die Toten sie mit ihren Tränen und mit ihren Wünschen gewaschen haben. In den Segensgesten, in der Handauflegung, im Kreuzzeichen ist die Zärtlichkeit aller gesammelt, die sie vor uns benutzt haben. Unsere Toten und unsere Geschwister tragen unseren Glauben. Selbst wenn der Glaube der Segnenden und der Gesegneten zu schwach ist, so können sie ihn doch spielen in den Masken der Formeln, die uns die Toten hinterlassen haben. Jede Formel sagt mir: du bist nicht allein, du fängst nicht an, du musst dich nicht mit dir selber begnügen. Das ist die Fähigkeit, Anleihen bei dem Glauben und bei der Hoffnung der Toten und der lebenden Geschwister zu machen. So ist Gnade nicht nur die Grundwirklichkeit zwischen Gott und den Menschen. Wir selber spielen untereinander das große Spiel weiter und essen von dem Brot, das die anderen gebacken haben.

Es gibt eine andere Kraft der Formel: sie dämpft die Bewusstheit. Die Bewusstheit ist die Signatur des freien Subjekts. Aber es gibt Situationen, wo das Subjekt sich und seine Welt in der gläsernen Selbstbewusstheit verlieren kann. Es muss Situationen geben, in denen man sich selber nicht zuschaut. In allen Situationen personaler Vereinigung ist man am eigentlichsten, wenn man sich vergisst. Ich darf nicht zuschauen, wenn ich jemanden umarme oder mit jemanden schlafe. Ich darf mir nicht zuschauen, wenn ich bete. Es gibt Situationen, in denen die Selbstbewusstheit nicht intensiviert, sondern zerstört. Die Formel nimmt mir die Überbewusstheit. Sie wiegt mich ein in den Geist der Sache. Wenn der Pfarrer jeden Sonntag mit einer frischen Segensformel kommt; wenn er die Formel durch seine eigene

elaborierte Sprache ersetzt, dann kommt jene produktive Bewusstlosigkeit nicht zustande. Dann muss ich zu gespannt, zu aufmerksam und zu aktiv sein. Ich kann mich nicht fallen lassen. Der Segen ist die tiefste Stelle der Passivität. Man will nichts, als kommen lassen, was kommen will. Man will nichts erjagen, erzwingen, erfassen. Man ist frei von jeder Beabsichtigung.

Protestanten haben manchmal eine Höllenangst vor möglichen magischen Vorstellungen, die mit dem Segen verbunden sind. Vor der Magie habe ich, der ich nicht mit protestantischer Muttermilch aufgewachsen bin, wenig Angst. Auf jeden Fall enthält sie mehr Wahrheit als die pure Aufgeklärtheit und die reine Gestenlosigkeit und Stummheit. Der Segen hatte auch immer mit den großen Wünschen der Menschen an das Leben zu tun, im Katholizismus mehr als im Protestantismus. Er war verbunden mit Geburt und Tod, mit Heirat, Schuld, Krankheit, Ernte und immer wieder mit Begrüßung und Abschied: Schalom, Selem, Heil, Adios, Adieu, Tschüs. Es sind Situationen, in denen für die Menschen viel auf dem Spiel steht.

Vielleicht spricht Gott in jedem Segen zu uns und sprechen wir untereinander, wenn wir segnen, wie jener Pfleger zu meinem zusammengebrochenen Freund gesagt hat: »Alter Graukopf, du machst jetzt gar nichts! Du denkst nicht, du bewegst dich nicht, du sorgst dich nicht!«

V. 16: *Er herzte sie, legte die Hände auf sie und segnete sie.*

Ich erinnere mich an eine tägliche Szene aus meiner Kindheit. Wenn wir Kinder morgens zur Schule gingen, machte uns unsere Mutter ein Kreuzzeichen auf die Stirn, sie segnete uns. Sie tat es keineswegs in existentieller Ergriffenheit. Mit der linken Hand rührte sie im Kochtopf, mit der rechten segnete sie. Sie tat es mit so

viel Intensität, wie sie uns das Butterbrot für die Schule mitgab, nicht besonders ergriffen, eher alltäglich und beiläufig. Aber ganz beiläufig gibt eine Mutter ihren Kindern das Brot nie.

Ich lobe zuerst die Schönheit der Geste: unsere Mutter hat in der Segensgeste einen kleinen Tanz der Wünsche für uns gefunden. Sie hat sie nicht stumm und in ihrer Seele eingekerkert gelassen. In der kleinen Segensgeste wurden ihre Wünsche deutlich und zärtlich. Wir wurden berührt, an der Stirn und in der Seele. Sie war nicht unberührt, und wir blieben nicht unberührt. Man kann fragen: war diese Geste, täglich versucht und mit halbem Herzen getan, nicht recht oberflächlich? Fordert der Segen nicht die Ganzheit des Menschen, sein ganzes Herz und seine ganze Ergriffenheit? Ich glaube, damit wäre das Herz überfordert. Was man regelmäßig und oft tut, das tut man meist mit halbem Herzen, nicht halbherzig, sondern eben nur mit der Kraft des halben Herzens. Auch unsere Herzen sind endlich wie alles an uns. Wenn aber eines von uns Kindern aus dem Haus ging oder krank war und meine Mutter segnete es, dann war sie eine Künstlerin, und ihr ganzes Herz lag in ihrer Geste. Das aber war nur möglich, weil sie lange das halbe Herz ausgehalten hat. Man kann seine Sprache, seine Gesten und das Verhalten nicht erst erfinden, wenn man sie wirklich braucht. Die tägliche Geste meiner Mutter war die Übung für den Ernstfall. Aber es war nicht nur Übung, es war die Kraft des halben Herzens. Dankbarkeit für das halbe Herz, wenn das ganze noch nicht zur Verfügung steht!

V. 16: *Und er herzte sie, legte die Hände auf sie und segnete sie.*

»Dies Kind soll unverletzt sein!«, singen wir abends am Bett unserer Kinder – hoffentlich! Unverletzt soll nicht

nur ihre Seele sein, unverletzt soll ihre Welt sein. Unverletzt soll die Luft sein, die sie einmal atmen. Unverletzt soll das Wasser sein, das sie einmal trinken. Unverletzt soll das Klima sein, dem sie einmal ausgesetzt sind. Wie kommt es, dass wir unsere Kinder lieben, ihnen Gottes Segen wünschen und sie Herzen und gleichzeitig übersehen, was mit ihrer Atemluft in 10 oder 20 Jahren sein wird? Wie kommt es, dass unsere Liebe so kurzfristig ist? Jesus segnete die Kinder. Segen ist in jener Tradition nie nur etwas Innerliches und Geistiges. Es ist auch der Zuspruch des Reichtums der Schöpfung. Dieser Segen hat etwas zu tun mit den alltäglichen Dingen des Lebens, mit Brot und Wasser und Atemluft. Ich will auf etwas hinweisen, was wir anrichten und was unsere Kinder und Enkel einmal ausbaden müssen, das ist die Gefährdung des Klimas. Die globale Klimaerwärmung hat sich weltweit als die größte Bedrohung für das Überleben der Natur und das Wohlergehen der Menschheit entpuppt. Kein anderes Problem hat einen so weitreichenden Einfluss auf die Zukunft unserer Kinder und ihrer Welt. »Der Klimawandel ist keine Prognose, er ist eine Realität, die Leid und wirtschaftliche Not verursacht, schon heute.« (Klaus Töpfer, Exekutiv-Direktor des UN-Umweltprogrammes) Wir versündigen uns an denen, die nach uns kommen, wir verweigern unseren Kindern den Segen. Es ist unfassbar, dass wir Alten, wir Großväter und Großmütter, nicht aufstehen gegen den selbstverständlich gewordenen Schwachsinn, in dem wir die Zukunft unserer Enkel aufs Spiel setzen. Wir erzählen doch immer so gern, wie herrlich sie sind. Wir fahren doch so gerne mit ihnen in Ferien und warten darauf, dass sie uns besuchen, und lassen zugleich zu, dass ihnen das Glück des Lebens genommen wird. Wie herrlich wäre es, wenn wir uns in den Altkreisen in unseren Gemeinden nicht nur behandeln ließen, als wären wir auf einem Kindergeburtstag; wenn 100 Altkreise der Kirchengemeinden sich

zusammenschließen und einen Protestmarsch zum Hamburger Flughafen machten gegen die klimazerstörenden Billigflüge. Wie herrlich wäre ein solcher Aufstand des heiteren und humpelnden Gewissens. Wir hätten alle Öffentlichkeit, die wir brauchten. Von unserer Hand wird Gott die Zukunft unserer Kinder fordern. Es geht mir nicht darum, dass wir jetzt alle als Einzelne ein schlechtes Gewissen haben. Wohl aber geht es mir um unser aller Wachheit. Wie aufmerksam sind Parteien und gesellschaftliche Gruppen auf das Problem der Klimaveränderung? Welche Produkte tragen dazu bei? Welche Firmen müssen wir wegen dieser Produkte boykottieren? Der Boykott kann eine Weise sein, das zu tun, was Christus getan hat, unsere Kinder zu segnen. Als Jesus sah, dass seine Jünger die Frauen wegdrängen wollten, die mit ihren Kindern zu Jesus kamen, wurde er unwillig. Wo bleibt unser Unwille, wenn wir sehen, wie das Leben der Kinder bedroht ist? Christus wurde zornig, wo bleibt unser Zorn? Leidenschaftliche Herzen bleiben nicht gleichmütig, wenn sie das Leben bedroht sehen, sie werden zornig. Zorn ist die Eigenschaft eines gebildeten Herzens, das nicht alles erträgt und hinnimmt. Jesus wurde unwillig. Auch darin sollen wir ihm nachfolgen.

Eine kleine Hoffnungsgeschichte: Eine Gruppe von Bürgern hat sich in Hamburg zu einem Verein Klimamarsch zusammengeschlossen. Sie bereiten in Hamburg Klimatage vor. Es werden dort nicht nur wissenschaftliche Ergebnisse vorgestellt. Es gibt den Klimamarsch zu einem Festplatz, es gibt eine Kinderwagenkarawane und ein großes Klimafest. Wer mitarbeiten will, kann mich gerne ansprechen oder anschreiben. Auch das heißt, die Kinder Herzen, wie Christus es getan hat, für ihre Atemluft auf die Straße gehen.

Vergegenwärtigen wir uns am Ende noch einmal die Bilder unserer Geschichte! Die Frauen, die ihre Kinder

bringen; die Jünger, die wie so oft nichts verstehen und die Frauen vertreiben wollen; Jesus, der die Jünger anfährt; Christus, der den Kleinen das Reich verspricht; Christus, der sie in den Arm nimmt und sie segnet. Wenn wir unsere Kinder lieben, enthalten wir ihnen nicht den Segen vor. Wir enthalten ihn auch nicht die Geschichten vom Segen Gottes vor wie diese, die wir betrachtet haben. Was geschieht mit unseren Kindern, wenn sie die Hoffungsgeschichten nicht mehr kennen? Was geschieht mit den Seelen unserer Kinder, wenn sie keine Fragen mehr stellen nach dem Grund unserer Hoffnung? Was geschieht, wenn wir ihre Fragen nicht mehr beantworten? Dann lassen wir ihre Seelen verkommen, wenn wir ihren Leib auch noch so gut versorgen.

Gebet:

Den Namen unserer Kinder, Gott, kennst du besser,
als wir ihn kennen;
denn er ist in deine Hand geschrieben.
Wir wissen den Weg nicht, den sie gehen werden.
Aber das wissen wir schon:
Dass du sie auffängst in deinem Schoß –
ihr Lachen und ihr Weinen,
ihre Schuld und ihr Glück.
Du kennst sie besser,
als sie sich je selber kennen werden.
Wir loben dich an ihrem Leben,
denn du hast es wunderbar bereitet.
Wir loben dich, weil jeder seinen Namen haben wird,
seine Schönheit und seine Heimat,
auch wir, deine wartenden Söhne und Töchter. Amen

Einige Wünsche für die Schule meiner Enkel

Ich habe vier Enkelkinder im Alter zwischen 6 und 17 Jahren. Sie gehen alle zur Schule, und ich vergleiche zunächst die Welt ihrer Schulen mit der Lernzeit meiner eigenen Kindheit.

Was ist die Signatur der neuen Welt, in der unsere Kinder leben und lernen?

Meine alte Kinderwelt war eine imitative Welt. Die Leute haben gedacht, gefühlt, geglaubt, gehandelt, wie ihre Vorfahren geglaubt und gehandelt haben. In der Welt meiner Enkel ist die Stimme der Toten leise geworden. Die Tradition ist verblasst, und unsere Kinder werden ihren Glauben und ihre Lebensoptionen neu aushandeln müssen. Das verwirrt sie und lässt sie zugleich zu Subjekten ihres Gewissens und ihres Handelns werden.

Unsere Welten waren voll von kanonischem Wissen, von Lehren und Lehrern. Unser Problem war, dass wir Texte hatten, die sich die Wirklichkeit unterwarfen. Das Problem unserer Enkel könnte sein, dass sie keine Texte haben, die ihnen die Welt aufschließen.

In meiner Kinderwelt kannten wir nur einen Lebensentwurf, unseren eigenen. Meine Enkel stoßen auf eine vielstimmige Welt, in der sich ihnen die verschiedensten Glaubens- und Lebensweisen anbieten. Das irritiert sie und befreit sie von der Diktatur der Einzigartigkeit.

In meiner Kinderwelt waren wir nie ohne Zugehörigkeit. Wir gehörten naturhaft zu einer Großfamilie, einem Dorf (auch in der Stadt!), zu einer Kirche. Wir wurden gesehen und waren nie allein. Meine Enkel leben in hochindividualisierten Welten. Sie sind frei vom Bann der Gruppen, und sind einsamer, als wir es waren.